

**Herausgegeben von
Peter Neitzke**

**Beirat:
Gerd Albers
Hildegard Barz-Malfatti
Elisabeth Blum
Eduard Führ
Thomas Sieverts
Jörn Walter**

Jane Jacobs

**Tod und Leben
großer
amerikanischer
Städte**

Mit einem Nachwort von Gerd Albers

**Bauverlag
Gütersloh · Berlin**

**Birkhäuser
Basel**

Originaltitel *The Death and Life of Great American Cities* (Random House, 1961)

Übersetzung der vorliegenden, gekürzten Ausgabe von Eva Gärtner

Die Reihe Bauwelt Fundamente wurde von Ulrich Conrads 1963 gegründet und bis 2013 herausgegeben (einschließlich Band 149), seit Anfang der 1980er Jahre gemeinsam mit Peter Neitzke.

Library of Congress Cataloging-in-Publication data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechts.

Dieses Buch ist auch als E-Book (ISBN 978-3-0356-0212-8) erschienen.

Der Vertrieb über den Buchhandel erfolgt ausschließlich über den Birkhäuser Verlag.

© 2015 Birkhäuser Verlag GmbH, Basel, Postfach 44, 4009 Basel, Schweiz, ein Unternehmen von

Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston;

und Bauverlag BV GmbH, Gütersloh, Berlin

bau | | verlag

Gedruckt auf säurefreiem Papier, hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff. TCF ∞

Printed in Germany

ISBN 978-3-7643-6356-7

9 8 7 6 5 4 3 2 1

www.birkhauser.com

*NEW YORK CITY gewidmet.
Wohin ich kam auf der Suche nach dem Glück,
und wo ich es fand in Bob, Jimmy, Ned und Mary —
auch für sie ist dieses Buch geschrieben.*

Es haben mir so viele Menschen bei diesem Buch bewußt und unbewußt geholfen, daß ich niemals in der Lage sein werde, mich für die ganze Verpflichtung, die ich schulde und empfinde, erkenntlich zu zeigen. Im besonderen danke ich den folgenden Personen dafür, daß sie mir mit Informationen, Hilfe oder Kritik zur Seite gestanden haben:

Saul Alinsky, Norris C. Andrews, Edmund Bacon, June Blythe, John Decker Butzner jr., Henry Churchill, Grady Clay, William C. Crow, Vernon de Mars, Monsignor John J. Egan, Charles Farnsley, Carl Feiss, Robert B. Filley, Mrs. Rosario Folino, Chadbourne Gilpatric, Viktor Gruen, Frank Havey, Goldie Hoffman, Frank Hotchkiss, Leticia Kent, William H. Kirk, Mr. und Mrs. George Kostritsky, Jay Landesman, Rev. Wilbur C. Leach, Glennie M. Leneer, Melvin F. Levine, Edward Logue, Ellen Lurie, Elizabeth Manson, Rober Montgomery, Richard Nelson, Joseph Passonneau, Ellen Perry, Rose Porter, Ansel Robison, James W. Rouse, Samuel A. Spiegel, Stanley B. Tankel, Jack Solkman, Robert C. Weinberg, Erik Wensberg, Henry Whitney, William H. Whyte jr., William Wilcox, Mildred Zucker, Bede Zwicker. Selbstverständlich ist niemand von ihnen verantwortlich für das, was ich geschrieben habe; einige sind ausgesprochen gegenteiliger Ansicht und haben mir trotzdem in großzügiger Weise geholfen.

Ich bin außerdem zu Dank verpflichtet der Rockefeller Foundation für die finanzielle Unterstützung, die meine Arbeit und dieses Buch ermöglichte, ferner der New School for Social Research für ihre Gastfreundschaft, und schließlich Douglas Haskell, dem Herausgeber des *Architectural Forum*, für seine Ermutigungen und für seine Geduld. Den größten Dank schulde ich jedoch meinem Mann, Robert H. Jacobs jr.; allmählich weiß ich nicht mehr, welche Gedanken dieses Buches seine und welche meine sind.

JANE JACOBS

»Bis vor kurzem war das Beste,
was die Zivilisation mir
außer der blinden Hinnahme einer Ordnung des Universums bedeutete,
daß sie den Künstler, den Dichter, den Philosophen
und den Wissenschaftler möglich macht.
Ich denke jetzt, daß das nicht das Größte ist.
Jetzt glaube ich, daß das Größte etwas ist,
was uns alle direkt angeht.
Wenn man sagt, daß wir uns zu sehr
mit den Umständen des Lebens beschäftigen,
dann ist meine Antwort,
daß der Hauptwert der Zivilisation gerade darin liegt,
daß sie die Lebensbedingungen komplexer macht;
daß sie große und zusammenhängende geistige Bemühungen von uns verlangt
an Stelle von einfachen und zusammenhanglosen,
damit die Menschheit ernährt und gekleidet wird
und Wohnungen erhält und von einem Ort zum anderen befördert wird.
Weil komplexere und intensivere geistige Bemühungen
ein volleres und reicheres Leben bedeuten,
bedeuten sie mehr Leben überhaupt.
Leben ist ein Ziel in sich, und die Frage, ob es lebenswert ist,
ist die Frage, ob man genug von ihm hat.
Nur ein Wort noch.
Wir sind alle der Verzweiflung sehr nahe.
Die Planken, die uns über die Wellen der Verzweiflung hinwegtragen,
bestehen aus Hoffnung,
aus dem Glauben an den unerklärlichen Wert
und unbezweifelbaren Sinn der Bemühung
und aus der tiefen, unterbewußten Befriedigung,
welche uns die Ausübung unserer Fähigkeiten schenkt.«

OLIVER WENDELL HOLMES jr.

1	Einleitung	9
Teil I Die besondere Beschaffenheit von Großstädten		
2	Zweck des Bürgersteigs: Sicherheit	27
3	Funktionen des Bürgersteigs: Förderung von Kontakten	46
4	Funktionen des Bürgersteigs: Kinder zu assimilieren	57
5	Funktionen öffentlicher Grünflächen	65
6	Funktion von städtischen Nachbarschaften	78
Teil II Voraussetzungen für eine Mannigfaltigkeit in der Großstadt		
7	Ursachen der Mannigfaltigkeit	91
8	Die Notwendigkeit gemischter primärer Nutzung	96
9	Die Notwendigkeit kurzer Baublöcke	110
10	Die Notwendigkeit alter Gebäude	114
11	Die Notwendigkeit einer Bevölkerungskonzentration	120
12	Legenden über die Nachteile von Mannigfaltigkeit	131
Teil III Ursachen für Verfall und Regeneration		
13	Die Selbsterstörung großstädtischer Mannigfaltigkeit	139
14	Das Vakuum der Grenzzonen – Ein Fluch	146
15	Slums – Entstehung und Sanierung	152
16	Baufinanzierung – sintflutartig oder in kleinen Dosen	162
Teil IV Taktische Möglichkeiten		
17	Öffentlich geförderter Wohnungsbau	173
18	Verödung der Städte oder Abwürgen des Kraftverkehrs	180
19	Ästhetischer Städtebau – Möglichkeiten und Grenzen	192
20	Sanierung von Siedlungen	199
21	Verwaltung und Planung von Bezirken	204
22	Die Kategorie des Problems, das eine große Stadt darstellt	213

Die Szenen, die als Illustrationen zu diesem Buch dienen können, sind rings um uns — man muß nur die Städte so betrachten, wie sie wirklich sind. Beim Schauen kann man auch lauschen, ein wenig verweilen und über das Gesehene nachdenken.

Dieses Buch ist ein Angriff auf die landläufige Stadtplanung und den landläufigen Umbau der Städte. Es ist außerdem und in erster Linie ein Versuch, neue Prinzipien für Stadtplanung und Stadtsanierung einzuführen; diese Prinzipien sind andere als diejenigen, die heute überall, angefangen mit den Ausbildungsinstituten für Architekten und Planer bis hin zu den Sonntagsfeuilletons der Zeitungen und den Frauenmagazinen, gelehrt werden. Mein Angriff gründet sich nicht auf Klügeleien über Wiederaufbaumethoden oder auf Haarspaltereien hinsichtlich Entwurfsmoden. Er richtet sich vielmehr gegen die Prinzipien und die Ziele orthodoxer Stadtplanung und Stadtsanierung, also gegen die Wurzeln ihrer Unzulänglichkeit.

Bei der Darlegung meiner neuen Grundsätze werde ich hauptsächlich über gewöhnliche, über alltägliche Dinge schreiben: zum Beispiel darüber, welche Arten von Straßen in einer Großstadt sicher sind und welche nicht; warum manche Parks wunderbar, andere dagegen Brutstätten für Verbrechen und Mord sind; warum einige Slums Slums bleiben und sich andere selbst gegen finanzielle und behördliche Widerstände aus eigener Kraft regenerieren; oder warum sich Zentren von Innenstädten verlagern; was eine Nachbarschaft in der Großstadt bedeutet, wenn es sie überhaupt gibt, und welche Nutzwerte, so vorhanden, Nachbarschaften in Großstädten haben. Kurz gesagt, ich werde darüber schreiben, wie Großstädte im täglichen, wirklichen Leben funktionieren, denn das ist der einzige Weg zu erfahren, welche Grundsätze in Planung und Aufbau die soziale und wirtschaftliche Lebenskraft von Großstädten fördern können und welche das Gegenteil bewirken.

Einer sinnigen Legende zufolge könnten wir, wenn wir nur genügend Geld hätten – der Betrag wird gewöhnlich mit hundert Milliarden Dollar beziffert –, innerhalb von zehn Jahren unsere sämtlichen Slums vom Erdboden verschwinden lassen, den Verfall in den großen eintönigen und grauen Randbezirken, den Vorstädten von gestern und vorgestern, rückgängig machen, die ruhelos umherziehende Mittelklasse und das mit ihnen herumziehende Steuergeld fest verankern und vielleicht sogar das Verkehrsproblem lösen.

Man sehe sich aber an, was wir mit den ersten paar Milliarden gebaut haben: Siedlungen für Minderbemittelte, die schlimmere Brutstätten für Verbrechen, Vandalismus und allgemeine soziale Hoffnungslosigkeit geworden sind als jene Slums, die sie ersetzen sollten; wir haben Wohnviertel für mittlere Einkommen gebaut, die,

wahre Wunder an Langeweile und Uniformität, fest verriegelt sind gegen jegliche Schwungkraft oder Lebendigkeit eines Großstadtlebens; es entstanden Luxussiedlungen, die ihrer Fadheit mit schaler Vulgarität aufhelfen, oder es jedenfalls versuchen. Wir haben Kulturzentren, in denen sich nicht einmal eine gute Buchhandlung halten kann; Verwaltungszentren, die, außer von Tagedieben, die weniger Auswahl an Plätzen haben, an denen sie sich herumtreiben können, von jedermann gemieden werden; Einkaufszentren, die nur lackglänzende Imitationen der standardisierten Kettenläden der Vororte sind. Wir haben Promenaden, die irgendwo sinnlos anfangen und nirgendwo hinführen und die kein Spaziergänger benutzt. Wir haben Schnellverkehrsstraßen, die unsere Großstädte ausweiden. Das ist kein Städtebau, kein Umbau, das ist Plünderung der Städte.

Unter der Oberfläche sind diese angeblichen Errungenschaften noch viel armseliger als die kümmerlichen Ansprüche, mit denen sie auftreten. Selten helfen sie (wie sie theoretisch sollten) den umliegenden Bezirken. Diese amputierten Bezirke entwickeln typischerweise die galoppierende Schwindsucht. Menschen in dieser »verplanten« Art anzusiedeln heißt Preisschilder an der Bevölkerung anbringen. Jede einzelne Gruppe dieser so »ausgezeichneten« Bevölkerung lebt in wachsendem Mißtrauen und in wachsender Spannung gegen die sie umgebenden Stadtteile. Sind zwei solcher feindlichen Inseln einander gegenüber angelegt, so nennt man das Ergebnis dann »ausgeglichene Nachbarschaft«. Monopolistische Einkaufszentren und riesige Kultureinrichtungen bemänteln unter dem Beifall von »public relations«, daß Handel und Kultur dem intimen, alltäglichen Großstadtleben entzogen werden. Damit solche Wunder vollbracht werden können, werden die Menschen, die mit dem Hexenmal der Planer gezeichnet sind, herumgestoßen, enteignet und entwurzelt, etwa so, als stünden sie unter dem Joch eines lüsternen Eroberers. Tausende und aber Tausende kleiner Geschäfte werden in ihrer Existenz vernichtet und die Eigentümer ruiniert, wobei kaum die Geste einer Wiedergutmachung für notwendig gehalten wird. Ganze Gemeinden werden auseinandergerissen und in alle Winde zerstreut. Das Ergebnis ist ein solches Ausmaß an Zynismus, Verbitterung und Verzweiflung, daß man es gehört und gesehen haben muß, um es zu glauben. Eine Gruppe von Geistlichen in Chicago fragte, entsetzt über die Früchte der dortigen plangemäßen Stadtsanierung:

Raubte Hiob an Chicago gedacht haben, als er klagte: »Man verrückt die Grenzen, künnt die Herde, und weidet sie . . . Die Armen müssen weichen, und die Dürftigen im Lande müssen sich verkriechen . . . Sie ernten auf dem Acker, was er trägt, und lesen den Weinberg des Gottlosen . . . Sie machen die Leute in der Stadt seufzend und die Seele der Erschlagenen schreiend, und Gott stürzt sie nicht.«

Wenn Hiob dabei an Chicago gedacht hat, dann bestimmt auch an New York, an Philadelphia, Boston, Washington, St. Louis, San Franzisko und an eine ganze Reihe anderer Großstädte. Die wirtschaftliche Logik der üblichen Stadtsanierung ist Betrug. Denn die wirtschaftlichen Grundsätze basieren ja nicht nur auf der gesunden und vernünftigen Investierung öffentlicher Steuergelder, wie die Sanierungstheorien vorgeben, sondern ebensosehr auf den beträchtlichen Mitteln, die den hilflosen Opfern gegen ihren Willen abverlangt werden. Die erhöhten Steuereinnahmen, die

dann als Ergebnis solcher »Investitionen« von diesen Stadtteilen zur Stadt zurückfließen, sind eitel Blendwerk und eine Bagatelle, verglichen mit den stetig wachsenden Summen öffentlicher Gelder, die notwendig sind, um dem Auseinanderfallen und der Labilität einer grausam in ihrem Lebensnerv getroffenen Stadt zu begegnen. Die Mittel der heutigen Stadtsanierung sind ebenso kläglich wie ihre Ziele.

Alle Kunst und Wissenschaft der Stadtplanung sind mittlerweile machtlos, den Verfall – und die Hoffnungslosigkeit, die dem Verfall vorausgeht – in immer größeren Teilen der amerikanischen Großstädte aufzuhalten. Man könnte auch nicht etwa zur eigenen Beruhigung diesen Verfall dem Mangel an Gelegenheiten zuschreiben, die Kunst der Planung auch anzuwenden; es scheint kaum darauf anzukommen, ob sie angewandt wird oder nicht. Nehmen wir als Beispiel die Morningside Heights in New York City. Nach der Theorie dürften die Planer überhaupt keine Schwierigkeiten haben, denn sie verfügen über einen großen Reichtum an Parks, an Sport- und Spielplätzen und anderem offenen Gelände. Die Häuser liegen in erhöhter und angenehmer Lage mit einer herrlichen Sicht auf den Fluß. Morningside Heights sind außerdem ein berühmtes kulturelles Zentrum mit großartigen Einrichtungen, wie der Columbia-Universität, dem Union Theological Seminary, der Juillard School of Music und noch einem halben Dutzend anderer Institutionen, die großes Ansehen genießen. Die Siedlung besitzt gute Krankenhäuser und Kirchen, sie hat keine Industrie, die Straßen sind im allgemeinen gegen vorschriftswidrige Nutzungen geschützt, die in diese Reservate solide gebauter, geräumiger Wohnungen für die mittleren und oberen Klassen einbrechen könnten. Trotzdem begannen die Morningside Heights sich um die Mitte der fünfziger Jahre derart rapide in einen Slum zu verwandeln – in jenen finsternen Typ von Slum, in dem die Leute Angst haben, auf die Straße zu gehen –, daß für die kulturellen Institutionen eine Krise entstand. Diese Institutionen taten sich daraufhin mit den Planungsgewaltigen in der Stadtverwaltung zusammen, wendeten alle erdenklichen Planungstheorien an, ließen den am schlimmsten heruntergekommenen Bezirk des Gebietes verschwinden und bauten statt dessen eine Siedlung für mittlere Einkommen, komplett mit Einkaufszentrum, und eine Siedlung des sozialen Wohnungsbaus, alles aufgelockert durch Luft, Licht und Sonne und Landschaftsgestaltung. Das Ergebnis wurde als Musterbeispiel für städtebauliche Rettungsaktionen überall begeistert gepriesen.

Danach ging es mit Morningside Heights noch schneller bergab.

Das ist kein unfaires Beispiel. In einer Stadt nach der andern verfallen gerade die Bezirke, die es nach der Planungstheorie nicht dürften. Weniger auffällig, aber gleichermaßen bedeutsam: In einer Stadt nach der anderen widerstehen gerade die im Sinne der Planungstheorie längst überfälligen Bezirke dem Verfall.

Großstädte sind gewaltige Laboratorien, voll von Experimenten und Irrtümern, Fehlschlägen und Erfolgen in Aufbau und Planung. Es sind Laboratorien, in denen die Stadtplanung hätte lernen und ihre Theorien bilden und ausprobieren sollen. Statt dessen haben Praktiker und Lehrer dieser Disziplin versäumt, die Erfolge und Fehlschläge in der Realität des Lebens zu studieren, die Gründe für unerwartete Erfolge aufzuspüren; sie ließen sich von Prinzipien leiten, die sie von dem Verhalten und der äußeren Erscheinung von Städten und Vorstädten, von Lungensanatorien

und Traumstädten ableiteten – von allem, außer von den Großstädten selbst. Wenn es heute den Anschein hat, als reduzierten die sanierten Stadtteile und die endlosen neuen Siedlungen außerhalb der Städte das Stadtleben wie das Landleben in gleichem Maße zu einem monotonen, unbekömmlichen Haferschleim, so ist das keineswegs erstaunlich. In diesem Brei sind die Eigenschaften, die Notwendigkeiten, die Vorzüge und das Verhalten von Großstädten unentwirrbar mit den Eigenschaften, Notwendigkeiten, Vorzügen und dem Verhalten von anderen Niederlassungen trägerer Natur vermischt worden.

Nichts war wirtschaftlich oder gesellschaftlich unvermeidbar an dem Verfall alter Städte oder an dem Abstieg frisch geprägter, nichturbaner Verstädterung. Ganz im Gegenteil, es gibt kein anderes Gebiet in unserer Wirtschaft und Gesellschaft, das ein volles Vierteljahrhundert lang zielbewußter gehandhabt worden wäre, um genau das, was wir haben, zu vollbringen. Ungewöhnliche finanzielle Anreize seitens der Regierung sind in Anspruch genommen worden, um dieses Ausmaß an Eintönigkeit, Sterilität und Vulgarität zu erreichen. Jahrzehnte des Predigens, Schreibens und Mahnens durch Fachleute haben zu dem Ende geführt, daß wir und unsere Gesetzgeber davon überzeugt sind, ein derartiger Brei sei gut für uns, solange er uns mit Gras umrankt gereicht wird.

Häufig gibt man aus Bequemlichkeit den Autos die Schuld an den Übeln der Städte und an den Enttäuschungen und Fehlschlägen in der Stadtplanung. Aber die zerstörerischen Wirkungen von Autos sind weniger Ursache als Symptom für unsere Unfähigkeit zum Bauen. Selbstverständlich sind die Stadtplaner, genauso wie die Verkehrsfachleute mit den ihnen zur Verfügung stehenden märchenhaften Geldmitteln, hilflos angesichts des Problems, wie sie Autos und Städte miteinander in Einklang bringen sollen. Sie wissen nicht, was sie mit den Autos in den Städten anfangen sollen, weil sie sowieso nicht wissen, wie sie funktionsfähige und lebendige Städte planen sollen – mit Autos oder ohne.

Die einfachen Bedürfnisse von Autos sind wesentlich leichter zu begreifen und zu befriedigen als die vielschichtigen Bedürfnisse von Großstädten, aber eine wachsende Anzahl von Planern ist zu dem Schluß gekommen, daß man, wenn man nur das Verkehrsproblem lösen könnte, damit allein auch schon das Hauptproblem der Städte gelöst hätte. Städte haben aber viel verwickeltere wirtschaftliche und soziale Probleme als den Autoverkehr. Wie kann man denn wissen, was man mit dem Verkehr versuchen könnte, bevor man weiß, wie die Stadt selbst lebt und was sie sonst noch mit ihren Straßen anfangen will? Man kann es eben nicht.

Vielleicht sind wir ein so gedankenloses Volk geworden, daß es uns nicht mehr interessiert, wie die Dinge wirklich funktionieren, sondern lediglich, was für einen Eindruck sie auf den ersten, oberflächlichen Blick machen. Wenn das so ist, dann gibt es weder Hoffnung für unsere Großstädte noch für irgend etwas anderes in unserer Gesellschaft. Aber ich glaube eigentlich nicht, daß das der Fall ist.

Gerade in bezug auf unsere Stadtplanung gibt es einwandfrei eine große Anzahl guter und ernsthafter Menschen, denen die Planung und der Aufbau sehr am Herzen liegen. Trotz einiger Korruption und beträchtlicher Gier nach dem Weinberg des Nächsten sind doch die Absichten, die den Unmöglichkeiten zugrunde liegen, welche

wir zuwege bringen, exemplarisch. Planer, Städtebauer und alle, die sie zu ihren Ansichten bekehrt haben, sind nicht absichtlich teilnahmslos gegenüber der Wichtigkeit des Wissens um das Funktionieren der Dinge. Sie haben sich, ganz im Gegenteil, die größte Mühe gegeben, alles zu lernen, was die Heiligen und Weisen moderner orthodoxer Stadtplanung darüber gesagt haben, wie die Großstädte funktionieren sollten und was für die Menschen und den Handel in ihnen gut sein sollte. Dies nehmen sie mit solcher Hingabe in sich auf, daß sie, wenn die widersprechende Wirklichkeit auf den Plan tritt und ihr mühsam erworbenes Wissen umzustürzen droht, die Wirklichkeit dann halt mit einem Achselzucken abtun müssen.

Sehen wir uns beispielsweise die Reaktion der orthodoxen Stadtplanung auf den Bostoner Bezirk North End an. (Bitte behalten Sie das North End in Erinnerung, ich werde in diesem Buch noch öfter darauf zurückkommen.)

North End ist ein alter Bezirk mit niedrigen Mieten, der an der Wasserfront in die Schwerindustrie übergeht, und wird offiziell als Bostons schlimmster Slum und als öffentliche Schande betrachtet. Es verkörpert Eigenschaften, die alle klugen Leute für schlecht halten, weil so viele andere kluge Leute sie für schlecht erklärt haben. North End liegt nicht nur direkt neben der Schwerindustrie, schlimmer noch: alle möglichen Arten von Arbeitsplätzen und Geschäften sind hier in größtem Durcheinander mit den Wohnblocks vermischt. North End hat nicht nur die höchste Konzentration von Wohnungen auf der Fläche, die in Boston für Wohnungsbau genutzt wird, sondern die höchste Konzentration von Wohnungen, die überhaupt in einer amerikanischen Großstadt zu finden ist. Es gibt kaum Grünflächen. Die Kinder spielen auf den Straßen. Statt Superblocks oder wenigstens einigermaßen großer Mietblocks gibt es nur kleine Baublocks. Nach Planungs-Sprachegebrauch ist der Bezirk »stark von bodenverschwendenden Straßen durchschnitten«. Die Gebäude sind alt. Alles Erdenkliche ist vermutlich falsch im North End. Oder – wieder im orthodoxen Planungs-Jargon ausgedrückt – North End ist das dreidimensionale Lehrbuch einer »Megalopolis« in den letzten Stadien des Verfalls. Es ist somit eine ständige Schulaufgabe für Studenten, die Stadtplanung und Architektur in Harvard studieren und sich immer wieder unter Leitung ihrer Lehrer daranmachen, diesen Bezirk in Superblocks und Promenaden und Parks aufzuteilen; sie radieren die vorschriftswidrigen Nutzungen aus und machen aus dem Ganzen ein Ideal an Ordnung und Vornehmheit, so einfach, daß es auf einen Stecknadelkopf eingraviert werden könnte.

Vor zwanzig Jahren, als ich das North End zum erstenmal sah, waren seine Gebäude furchtbar überfüllt; es waren städtische Einfamilienhäuser verschiedenster Art und Größe, die in Miethäuser umgewandelt waren, dazwischen vier- bis fünfstöckige Miethäuser, welche die Flut der Einwanderer erst aus Irland, dann aus Osteuropa und schließlich aus Sizilien auffangen sollten. Der allgemeine Eindruck war der eines Bezirks, der einer ungeheuren physischen Anstrengung nicht gewachsen und sehr arm war.

Als ich das North End dann 1959 wiedersah, war ich verblüfft über den Wandel. Dutzende und aber Dutzende von Gebäuden waren neu hergerichtet. Statt Matratzen vor den Fenstern gab es Jalousien und überall frischgestrichene Wände. Viele

der kleinen, in Wohnungen aufgeteilten Häuser hatten jetzt nur noch zwei Familien anstatt der drei oder vier von früher. Einige der Familien in den Mietshäusern hatten (wie ich bei einem Besuch dort erfuhr) sich selbst Luft geschafft, indem sie zwei ältere Wohnungen zusammengelegt und diese mit Badezimmern, Küchen und ähnlichem eingerichtet hatten. Ich blickte eine enge kleine Straße hinunter und meinte, wenigstens dort das alte schmutzige North End wiederzufinden, aber nein: weitere saubere Ziegelbauten, neue Vorhänge und ein Schwall von Musik, als eine Tür aufging. Dies war tatsächlich der einzige Stadtbezirk, den ich je gesehen habe — und zwar bis heute —, in dem die Hausmauern, die an Parkplätze grenzten, nicht roh und verstümmelt gelassen, sondern in Ordnung gebracht und genauso sauber gestrichen waren, als seien sie zum Vorzeigen bestimmt. Unter die Wohngebäude war eine Unzahl von herrlichen Lebensmittelläden gemischt, auch gab es Unternehmen, wie Polstereien, Klempnereien, Schreinereien. Die Straßen waren voller Leben, Kinder spielten, Leute kauften ein, gingen spazieren, unterhielten sich. Wäre es nicht ein kalter Januartag gewesen, hätten sicher auch Leute im Freien gegessen.

Diese allgemeine Atmosphäre von Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Gesundheit war so ansteckend, daß ich anfang, nach Straßen zu fragen, nur um dadurch mit den Leuten sprechen zu können. Ich hatte in den vergangenen Tagen eine ganze Menge von Boston gesehen, meistens war das äußerst deprimierend gewesen, und dies hier empfand ich erleichtert als den gesunden Ort in der ganzen Stadt. Aber ich konnte mir einfach nicht vorstellen, wo das Geld für diese Gesundung wohl hergekommen war, denn es ist heute so gut wie unmöglich, nennenswerte Hypothekengelder für amerikanische Stadtbezirke zu bekommen, die weder hohe Mieteinnahmen bringen noch Imitationen von Vorstädten sind. Um das herauszubekommen, ging ich in ein Restaurant mit einer Bar (an der eine lebhaft unterhaltene über Angelsport geführt wurde) und rief einen Stadtplaner aus Boston an, den ich kannte.

»Warum, in aller Welt, sind Sie unten im North End?« fragte er. »Geld? Nein, wieso? Nach North End sind weder Geld noch Arbeit gegangen. Dahin geht nichts. Vielleicht später mal, aber jetzt noch nicht. Es ist doch schließlich ein Slum!«

»Mir sieht es gar nicht aus nach einem Slum«, sagte ich.

»Aber es ist der schlimmste Slum in der ganzen Stadt. Es hat 680 Wohnungseinheiten je Hektar. Es ist mir ausgesprochen unangenehm zuzugeben, daß wir so was in Boston überhaupt haben, aber es ist leider Tatsache.«

»Haben Sie noch mehr Zahlen zur Hand?« fragte ich.

»Ja. Komischerweise hat es die geringste Verbrechens-, Krankheits- und Kindersterblichkeitsquote der Stadt. Außerdem ist dort das Verhältnis zwischen Miete und Einkommen am günstigsten. Mein Gott, diese Leute haben es wirklich gut. Moment mal . . . die Kinderzahl entspricht ungefähr dem Durchschnitt der Stadt. Die Sterblichkeitsziffer ist niedrig, 8,8 pro mille gegenüber dem städtischen Durchschnittswert von 11,2 pro mille. Tb-Sterblichkeit ist sehr niedrig, weniger als eins pro zehntausend. Nicht zu verstehen, es ist noch weniger als in Brookline. Früher war das North End der schlimmste Herd für Tuberkulose in der ganzen Stadt, aber das hat sich alles geändert. Es müssen gesunde Leute sein. Aber es ist natürlich ein gräßlicher Slum.«

»Sie sollten mehr solcher Slums haben«, sagte ich. »Sagen Sie bloß nicht, daß schon Pläne bestehen, um den hier abzureißen. Sie sollten mal herkommen und soviel wie möglich daraus lernen.«

»Ich verstehe Sie genau«, gab er zu. »Ich gehe selbst öfter hin, nur um in den Straßen spazierenzugehen und dieses wunderbar fröhliche Straßenleben zu genießen. Wissen Sie, wenn Sie's jetzt schon so schön finden, sollten Sie im Sommer wiederkommen. Sie wären begeistert im Sommer. Aber irgendwann müssen wir es natürlich neu aufbauen. Wir müssen die Leute ja von der Straße runterbringen.«

Das war merkwürdig. Die Instinkte meines Freundes sagten ihm, daß das North End ein guter Ort war, und seine sozialen Statistiken bestätigten es noch dazu. Aber alles, was er als funktionell arbeitender Städtebauer gelernt hatte über das, was für Menschen und eine städtische Nachbarschaft gut ist, alles, was ihn zum Fachmann gemacht hatte, sagte ihm, daß das North End ein übler Ort zu sein habe.

Der führende Sparkassenbankier von Boston, »ein Mann, ganz oben in der Machtmaschinerie«, an den mich mein Freund wegen meiner Frage nach der Finanzierung verwiesen hatte, bestätigte, was ich inzwischen von den Leuten im North End selbst gehört hatte. Es war kein Geld von Gnaden des großen amerikanischen Banksystems, das ja genug von Stadtplanung versteht, um einen Slum genausogut zu erkennen wie die Planer. »Dem North End Geld zukommen zu lassen«, sagte der Bankier, »hat keinen Sinn. Es ist ein Slum! Da kommen noch immer Einwanderer rein! Und außerdem hatte es während der Depression eine sehr große Anzahl abbruchreifer Gebäude; schlechter Ruf, so was.« (Davon hatte ich auch gehört, und auch davon, wie die Familien gearbeitet und ihre Ersparnisse zusammengelegt hatten, um einige dieser abbaureifen Gebäude zurückzukaufen.)

Die größten Hypothekengelder, die in dem Vierteljahrhundert seit der Depression diesem Bezirk von immerhin fünfzehntausend Menschen zugeflossen waren, waren 3000-Dollar-Werte, erzählte mir der Bankier, »und nur sehr, sehr selten«. Es hatte andere Hypotheken für 1000 und einige für 2000 Dollar gegeben. Die Sanierungsmaßnahmen waren fast ganz durch Geschäftsleute und Nettomieteinnahmen innerhalb des Bezirks selbst finanziert worden, außerdem durch Handwerkerleistungen, die von den Bewohnern und ihren Verwandten ausgehandelt wurden.

Ich wußte inzwischen, daß diese Unmöglichkeit, Geld für stückweise Verbesserungen aufzunehmen, eine schwere Sorge für die North-Ender war, und daß außerdem einige Leute vom North End darüber beunruhigt waren, daß es ganz unmöglich schien, irgendwelche Neubauten im Bezirk zu errichten, es sei denn unter der Bedingung, sie selbst und ihre Gemeinde würden nach dem Muster der Studententräume von einer Stadt Eden vom Erdboden hinweggefegt. Daß das keine blasse Theorie war, wußten sie, weil dieses Schicksal bereits einen sozial ähnlich zusammengesetzten, wenn auch größeren Bezirk getroffen hatte: das in der Nähe liegende West End. Sie waren in Sorge, weil sie sich klar darüber waren, daß ewiges Flickwerk auf die Dauer nicht ausreichte. »Besteht irgendeine Möglichkeit, Darlehen für Neubauten im North End zu bekommen?« fragte ich den Bankier.

»Nein, absolut nicht!« antwortete er und schien über meine Begriffsstutzigkeit ungeduldig. »Es ist doch ein Slum!«

Bankiers wie Planer haben ihre festen Theorien zum Thema Städtebau, und sie handeln danach. Die Bankiers haben ihre Theorien von den gleichen intellektuellen Quellen bezogen wie die Planer. Bankiers und Verwaltungsbeamte, die für Hypotheken Ausfallbürgschaften geben, erfinden die Planungstheorien nicht, ja, überraschenderweise erfinden sie nicht einmal wirtschaftliche Doktrinen für die Städte. Sie sind heutzutage einfach aufgeklärt und holen sich ihre Ideen von den Idealisten der vorangegangenen Generation. Und da die theoretische Stadtplanung seit wesentlich mehr als einer Generation keine wichtigeren neuen Ideen mehr vorgebracht hat, befinden sich die theoretischen Planer, die finanzierenden und die Verwaltungsbehörden jetzt alle ungefähr auf gleicher Stufe.

Grob gesagt, befinden sie sich alle auf der gleichen Stufe mühsam erlernten Aberglaubens, ebenso wie es der medizinischen Wissenschaft zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts erging, als die Wundärzte ihren ganzen Glauben in die Heilkraft des Aderlasses steckten. Es dauerte Jahre, bis man genau lernte, welche Adern und in welcher Weise sie bei welchen Symptomen geöffnet werden sollten. Eine Superwissenschaft technischer Komplikationen wurde in derart verblüffenden Einzelheiten festgelegt, daß die Fachliteratur darüber noch heute beinahe einleuchtend klingt.

Medizinische Analogien erscheinen, auf soziale Organismen angewendet, leicht als an den Haaren herbeigezogen. Aber Analogien, die sich auf das beziehen, was sich in den Hirnen ernsthafter und gelehrter Menschen abspielt, die mit komplexen Phänomenen zu tun haben, sie aber ganz und gar nicht verstehen und ihrer deshalb mit einer Pseudowissenschaft Herr zu werden versuchen — solche Analogien haben durchaus einen Sinn. Wie im Falle der Pseudowissenschaft des Aderlassens, hat sich im Falle der Pseudowissenschaft des Städtebaus und der Stadtplanung in langen Jahren ein Riesengebäude ausgefeilter und komplizierter Dogmen auf der Grundlage eines Unsinnns entwickelt. So haben sich mit der Zeit viele fähige Männer und große Verwaltungsfachleute nach Überwindung der Anfangsschwierigkeiten aufgemacht, um, ausgerüstet mit den vervollkommenen Werkzeugen der Technik und dem Vertrauen der Öffentlichkeit, in zwingender Logik das größte Zerstörungswerk durchzuführen, das durch Vorsicht oder Mitleid gerade noch hätte verhindert werden können. Das Aderlassen im vergangenen Jahrhundert konnte nur aus Zufall heilend wirken, oder wenn es die eigenen Gesetze brach. Man hat es endlich zugunsten harten, gründlichen Untersuchens und Zusammenstellens der wirklichen Gegebenheiten aufgegeben, man hat endlich die Wirklichkeit Stück für Stück geprüft und beschrieben, so, wie sie ist, und nicht mehr, wie sie sein sollte.

Die Pseudowissenschaft der Stadtplanung und ihre Schwester, die Kunst des formalen Städtebaus, haben immer noch nicht mit dem trügerischen Ausruhen in Wunschdenken, vertrautem Aberglauben, Vereinfachungen und Symbolen gebrochen, haben noch immer nicht das Abenteuer begonnen, sich über die wirkliche Welt zu vergewissern.

So werden wir es also unternehmen, uns, wenn auch nur in kleinerem Umfang, mit diesem Buch in die wirkliche Welt hinauszuwagen. Um an das anscheinend geheimnisvolle und widersprüchliche Verhalten von Großstädten heranzukommen, gibt es nur den einen Weg: ganz genau und mit so wenigen Voraussetzungen wie möglich

die alltäglichen Szenen und Geschehnisse zu betrachten und zu versuchen, sich darüber klarzuwerden, was sie bedeuten und ob aus ihnen prinzipielle Gedankengänge abzuleiten sind. Dies versuche ich im ersten Teil dieses Buches zu tun.

Einem Prinzip, das überall greifbar und in so vielen und so mannigfaltigen Formen zutage tritt, will ich mich gesondert im zweiten Teil dieses Buches zuwenden, der damit zum Kern meiner These wird. Dieses allgegenwärtige Prinzip ist die Notwendigkeit von untereinander abhängigen, feinkörnig gesäten, verschiedenartigen Nutzungen, die sich ständig gegenseitig, sowohl wirtschaftlich als auch sozial gesehen, stützen. Die einzelnen Komponenten dieser mannigfaltigen Nutzung können sehr verschieden sein, aber sie müssen sich gegenseitig auf konkrete Art ergänzen.

Ich bin der Ansicht, daß funktionsunfähige Stadtbezirke jene Bezirke sind, in denen eine solche gegenseitige Durchdringung und Unterstützung der Nutzung fehlt, und daß eine Wissenschaft der Stadtplanung und eine Kunst des Städtebaus für wirkliche Städte und wirkliches Leben eben Wissenschaft und Kunst vom Lenken und Nähren dieser feinkörnigen Beziehungen zu sein haben. Ich glaube, daß nach den vorliegenden Ergebnissen vier grundsätzliche Bedingungen notwendig sind, um eine nutzbringende Großstadtmannigfaltigkeit entstehen zu lassen, und daß man, wenn diese vier Bedingungen von vornherein bei der Planung berücksichtigt werden, echte großstädtische Vitalität bewirken kann (etwas, was die Pläne der Planer und die Entwürfe der formalen Städtebauer allein niemals schaffen können). Während also Teil I dieses Buches — als Voraussetzung für alles Weitere — vor allem das soziale Verhalten von Menschen in Großstädten behandelt, geht es in Teil II hauptsächlich um das wirtschaftliche Verhalten der Großstädte; damit wird dieser Teil zum wichtigsten des Buches.

Großstädte sind unheimlich dynamische Gebilde, und das ist ganz augenfällig in funktionsfähigen Bezirken, die für die Pläne von Tausenden von Menschen fruchtbaren Boden bieten. Im dritten Teil dieses Buches untersuche ich deshalb einige Symptome sowohl des Verfalls als auch der Regeneration unter dem Gesichtspunkt, wie Großstädte genutzt werden und wie sie und ihre Bewohner sich im wirklichen Leben verhalten.

Der letzte Teil des Buches enthält Änderungsvorschläge in bezug auf Wohnungsbau, Verkehr und Gestaltung. Er geht auf Planungs- und Verwaltungsprobleme ein und legt schließlich die *Art* des Problems dar, welches eine Großstadt stellt. Es ist das Problem, eine großstädtische Mannigfaltigkeit planmäßig zu fördern.

Die äußere Erscheinung der Dinge und ihre Art zu funktionieren hängen untrennbar zusammen, und dies nirgendwo mehr als in Großstädten. Aber die Leute, die nur daran interessiert sind, wie eine Stadt aussehen *sollte*, und uninteressiert daran sind, wie sie wirklich funktioniert, werden von diesem Buch enttäuscht sein. Es ist sinnlos, die äußere Erscheinung einer Großstadt zu planen oder darüber Betrachtungen anzustellen, wie man ihr einen angenehmen Eindruck von Ordnung verleihen könnte, wenn man nicht weiß, welches die Gesetze sind, nach denen sie von innen her funktioniert. Wenn man in erster Linie nach dem äußeren Anschein strebt oder diesen als Hauptfaktor empfindet, riskiert man nur Verwirrung und Schwierigkeiten.

In East Harlem in New York existiert eine Siedlung mit einer auffälligen rechteckigen Wiese in der Mitte, die zum Haßobjekt für die Bewohner wurde. Eine Sozialpflegerin, die häufig die Siedlung besuchte, war überrascht, wie oft das Thema dieser Wiese zur Sprache kam; meistens geschah es, soweit sie es beurteilen konnte, ohne jeden Zusammenhang. Die Mieter haßten die Wiese und wollten sie weg haben. Als die Sozialpflegerin nach dem Grund fragte, kamen vage Antworten wie: »Was sollen wir damit?« oder: »Wer will sie denn haben?« Schließlich erklärte eines Tages eine etwas gesprächigere Mieterin: »Niemand hat sich dafür interessiert, was wir wollten, als man das hier gebaut hat. Sie haben unsere Häuser abgebrochen und uns hierher und unsere Freunde irgendwo anders hingeschubst. Wir haben hier keinen Ort, wo man einmal eine Tasse Kaffee trinken oder sich eine Zeitung oder fünfzig Cents holen kann. Keiner hat sich darum gekümmert, was wir brauchen. Aber jetzt kommen die ganzen großen Tiere alle hier an und sehen sich diese Wiese an und sagen: ›Ist das nicht herrlich! Jetzt haben die Armen alles!‹«

Diese Mieterin sagte das gleiche wie die Moralisten seit tausend Jahren: Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Sie sagte noch mehr: Es gibt Dinge, die noch armseliger sind als direkte Häßlichkeit oder Unordnung, und dazu gehört unehrliches Vortäuschen von Ordnung, das häufig aus Unkenntnis geschieht und die Existenz echter Ordnungsgesetze verdeckt oder gar vernichtet. Um die innere Ordnung von Großstädten zu erklären, führe ich überwiegend Beispiele von New York an, weil New York die Stadt ist, in der ich lebe. Aber die meisten der grundsätzlichen Ideen in diesem Buch kommen von Dingen, die ich zuerst in anderen Städten sah oder von denen man mir erzählte. So kamen mir zum Beispiel erste Ahnungen über die wichtigen Auswirkungen gewisser funktioneller Mischungen in der Großstadt aus Pittsburgh, meine ersten Betrachtungen zur Sicherheit auf den Straßen stammen aus Philadelphia und Baltimore, meine ersten Begriffe von der Verlagerung von Innenstädten gewann ich in Boston und meine ersten Anhaltspunkte zur Frage der Sanierung von Slums in Chikago. Viel Material für diese Gedanken fand ich auch vor meiner eigenen Haustür.

Der Grundgedanke, das komplizierte Gewebe von sozialer und ökonomischer Ordnung unter der Oberfläche der scheinbaren Unordnung der Großstädte begreifen zu wollen, war überhaupt nicht mein Gedanke, sondern der William Kirks, des Hauptleiters der Genossenschaftssiedlung in East Harlem, New York; er zeigte mir, als er mich in East Harlem herumführte, wie man ganz generell Nachbarschaften und Innenstädte betrachten kann. Ich habe dann das, was ich in einer bestimmten Stadt oder in der bestimmten Situation einer Nachbarschaft gehört und gesehen hatte, mit anderen Städten verglichen, um festzustellen, wie maßgeblich die in jeder Stadt gewonnene Lehre außerhalb des besonderen Falles ist.

Ich habe mich auf Millionenzentren konzentriert und auf ihre Innenbezirke, weil dort das Problem liegt, dem man in der heutigen Planungstheorie am konsequentesten ausgewichen ist. Auch glaube ich, daß dieses Vorgehen auf weitere Sicht noch größeren Nutzen bringen wird, denn viele der Großstadtbezirke, die heute in den schlimmsten und anscheinend überraschendsten Schwierigkeiten stecken, waren noch vor nicht allzu langer Zeit Vorstädte oder ordentliche, ruhige Wohngegenden; und

ganz sicher werden noch viele der heute brandneuen Vorstädte oder Außenbezirke in die Großstädte einbezogen werden und sich in dieser neuen Funktion erfolgreich oder als Versager zeigen, je nachdem, wie weit die Umstellung zu wirklichen Großstadtbezirken gelingt oder nicht. Im übrigen mag ich, offen gesagt, dichte Städte am liebsten; deshalb liegen sie mir besonders am Herzen.

Aber ich hoffe, daß keiner meiner Leser meine Beobachtungen als Leitfaden für das nehmen wird, was in mittleren oder kleinen Städten oder in Vorstädten, die noch solche sind, vor sich geht. Mittelgroße Städte, Vorstädte und auch Kleinstädte sind als Organismen völlig verschieden von Millionenstädten. Diese in Begriffen des wirklichen oder imaginären Verhaltens von mittelgroßen Städten erfassen zu wollen, macht uns schon genug Schwierigkeiten. Das Umgekehrte zu wollen, würde die allgemeine Verwirrung nur erhöhen. Ich hoffe, daß meine Leser meine Aussagen ständig und skeptisch gegen ihre eigene Kenntnis vom Wesen großer Städte halten. Wenn meine Beobachtungen ungenau, meine Schlüsse fehlerhaft sind, so werden diese Fehler hoffentlich rasch berichtigt werden. Der springende Punkt ist, daß wir es verzweifelt nötig haben, so schnell wie möglich zutreffende und nützliche Kenntnisse über die Großstadt zu sammeln und anzuwenden.

Ich habe bereits einige unfreundliche Bemerkungen über die orthodoxe Stadtplanungstheorie gemacht, und ich werde noch mehr machen, wenn der Anlaß es erfordert. Diese orthodoxen Ideen gehören heute zu unserem volkstümlichen Sagenschatz. Sie schaden uns, weil wir sie unbesehen hinnehmen. Um zu zeigen, woher wir sie überhaupt haben und wie wenig sie der Sache entsprechen, werde ich einen raschen Überblick über die einflußreichsten Gedanken geben, welche die Dogmen der modernen orthodoxen Stadtplanung und des Städtebaus wesentlich mitgebildet haben*.

Der wichtigste Einfluß beginnt mehr oder weniger mit Ebenezer Howard, einem englischen Hofjournalisten, für den Stadtplanung eine Berufung darstellte. Howard besah sich Ende des 19. Jahrhunderts die Lebensbedingungen der Armen in London und mochte verständlicherweise nicht, was er roch, sah und hörte. Er haßte nicht nur die Ungerechtigkeiten und Fehler, welche die Großstadt mit sich brachte, er haßte die Großstadt selbst und empfand es als ausgesprochen schlimm und als eine Beleidigung gegenüber der Natur, daß so viele Leute sich so dicht zusammendrängten. Sein Rezept zur Rettung der Menschen war die Vernichtung der Großstadt.

Das Programm, das er 1898 vorlegte, sollte das Anwachsen von London aufhalten und das Land, auf dem die Dörfer zurückgingen, mit einer neuen Art von Stadt neu bevölkern — mit der Gartenstadt, in der die Armen wieder in engem Kontakt mit der Natur leben könnten. Damit sie ihren Lebensunterhalt verdienen könnten,

* Leser, die einen ausführlichen Bericht über dieses Thema haben möchten und einen wohlwollenden, was meiner nicht ist, sollten die Quellen zu Rate ziehen; sie sind sehr interessant: *Garden Cities of Tomorrow* von Ebenezer Howard; *The Culture of Cities* von Lewis Mumford; *Cities in Evolution* von Sir Patrick Geddes; *Modern Housing* von Catherine Bauer; *Toward New Towns for America* von Clarence Stein; *Nothing Gained by Overcrowding* von Sir Raymond Unwin; und *Propos d'urbanisme* von Le Corbusier. Die beste kurze Übersicht, die ich kenne, ist in dem Buch *Land-Use Planning, A Casebook on the Use, Misuse and Re-use of Urban Land* von Charles M. Haar erschienen; es handelt sich um eine Anzahl von Auszügen unter dem Titel »*Assumption and Goal of City Planning*«.

sollte in die Gartenstadt auch Industrie verlegt werden, denn wenn Howard schon keine richtigen Städte plante, plante er genausowenig Schlafstädte. Sein Ziel waren kleine autarke Städte, wirklich sehr hübsche Städte, wenn man artig war und keine eigenen Pläne hatte und es einem nicht darauf ankam, sein Leben mit anderen zu verbringen, die ebenfalls keine eigenen Pläne hatten. Wie in allen Utopias stand das Recht, irgendwelche Pläne von Bedeutung zu haben, nur den Planern vom Dienst zu. Die Gartenstadt sollte mit einem landwirtschaftlichen Gürtel umgeben werden. Für die Industrie waren bestimmte Reservate geplant, ebenso für Schulen, Wohnblocks und Grünflächen; das Zentrum sollten dann Geschäfte, Klubs und kulturelle Institutionen, alle auf gemeinschaftlicher Basis, bilden. Die Stadt und ihr grüner Gürtel sollten als Einheit ständig unter Kontrolle einer Gemeindeverwaltung stehen, um Bodenspekulationen oder angeblich unvernünftigen Änderungen in der Verwertung des Bodens vorzubeugen und auch, um allen Versuchungen, die Bevölkerungsdichte der Stadt zu vergrößern, zu steuern – kurz, um zu verhindern, daß aus der Gartenstadt jemals eine Großstadt würde. Die Höchstgrenze für die Bevölkerung sollte bei dreißigtausend Menschen liegen.

Nathan Glazer hat diese Vision in der Zeitschrift *Architectural Forum* gut charakterisiert: »Es war das Bild einer englischen Landstadt, in der das Gutshaus und sein Park durch ein Gemeindezentrum ersetzt wurde und die zwecks Arbeitsbeschaffung mit ein paar Fabriken, abgeschirmt hinter Bäumen, versehen war.«

Das amerikanische Äquivalent, das dieser Vision am nächsten kommt, ist wahrscheinlich das Modell der Firmen-Stadt mit Gewinnbeteiligung, in der die Eltern-Lehrer-Vereinigung mit der Aufsicht über das normale, politische und verwaltungsmäßige Geschehen betraut ist. Denn Howard schwebte ja nicht nur einfach eine neue Umgebung und ein neues soziales Leben vor, sondern eine patriarchalisch ausgerichtete politische und wirtschaftliche Gesellschaft.

Immerhin war die Gartenstadt, wie Glazer betonte, »als eine Alternative zur Großstadt entworfen und als eine Lösung für die Probleme der Großstadt, und das war bis heute die Grundlage für ihre ungeheure Anziehungskraft als Planungsgedanke«. Howard gelang es, daß man zwei solcher Gartenstädte realisierte, Letchworth und Welwyn, und seit dem zweiten Weltkrieg haben England und Schweden eine ganze Anzahl von Satellitenstädten nach dem Prinzip der Gartenstadt gebaut. In den Vereinigten Staaten waren die Vorstädte von Radburn, New Jersey und die während der Depression gebauten, von der Regierung geförderten »Grüngürtel«-Städte (in Wirklichkeit Vorstädte) nur unvollständige Abwandlungen des Gedankens. Aber Howards Einfluß in Richtung auf eine wörtliche oder fast wörtliche Verwirklichung seines Programms war gleich Null, verglichen mit seinem Einfluß auf die Vorstellungen, die der gesamten amerikanischen Stadtplanung von heute zugrunde liegen. Stadtplaner und Städtebauer, die an der Gartenstadt gar nicht interessiert sind, stehen dennoch geistig ganz unter dem Einfluß der ihr innewohnenden Prinzipien.

Howard setzte mächtige und stadtzerstörende Ideen in Umlauf: Er war darauf gekommen, daß man, um mit dem Gedeihen einer Großstadt fertig zu werden, aus dem ganzen Organismus gewisse einfache zweckbestimmte Funktionen aussortieren müsse, um sie dann einzeln in relativ unabhängiger Weise neu zusammenzustellen.

Er konzentrierte sich auf die Beschaffung gesunder Wohnmöglichkeiten; es war sein Zentralproblem, dem alles andere untergeordnet war; außerdem definierte er das gesunde Wohnen in den Begriffen der materiellen Qualitäten von Vororten und Kleinstädten. Handel war für ihn eine Angelegenheit von Routine- und standardisierter Versorgung, die einem beschränkten Markt zu genügen hatte. Gute Planung bestand für ihn aus einer Reihe statistischer Leistungen, deren jede alles, was notwendig war, voraussehen und gegen alle, ausgenommen allergeringste spätere Änderungen schützen sollte. Dazu faßte er die Planung in ausgesprochen patriarchalischem, wenn nicht autoritärem Sinne auf. An Aspekten, die seiner Utopia nicht nützen konnten, war er uninteressiert. Insbesondere strich er schlicht das ganze verzweigte, vielschichtige, kulturelle Leben einer Metropole. Er war uninteressiert an den Problemen, die sich aus der Selbstverwaltung einer Großstadt ergeben, oder an Gedankenaustausch oder an neuen wirtschaftlichen Einrichtungen einer Großstadt, und er vergaß an Möglichkeiten zu denken, diese Funktionen zu stärken, weil ja diese Art städtischen Lebens sowieso nicht in seiner Absicht lag.

Sowohl in seinen Zielen als auch in dem, was er davon ausschloß, war Howard innerhalb seiner eigenen Kategorien vernünftig, nicht aber in denen der Stadtplanung. Und doch ist die gesamte moderne Stadtplanung praktisch aus dieser einfältigen Substanz bezogen und weiterentwickelt worden.

Howards Einfluß auf die amerikanische Stadtplanung kam aus zwei Richtungen in den Großstädten zur Geltung: einmal von den funktionellen Planern für Stadt und Umgebung, und dann von den Architekten. Auf der Heerstraße der Planer befand sich auch Sir Patrick Geddes, ein schottischer Biologe und Philosoph, für den die Gartenstadt-Idee nicht so sehr einen guten Ausweg zur Aufnahme des Bevölkerungszuwachses bedeutete, der sonst der Großstadt zugeflossen wäre, sondern einen Ausgangspunkt für ein viel größeres und viel umfassenderes Werk. Für ihn war die Stadtplanung Teil der Planung ganzer Regionen. Unter regionaler Planung sollten dann Gartenstädte über große Gebiete verteilt werden; sie sollten mit dem Naturgelände verschmelzen und gegen Landwirtschaft und Wälder abgewogen werden, um ein einziges weites logisches Ganzes zu bilden.

Howards und Geddes Gedanken wurden in den zwanziger Jahren begeistert in Amerika aufgenommen und durch eine Gruppe ungewöhnlich tüchtiger und ihrer Sache verschriebener Menschen – unter ihnen Lewis Mumford, Clarence Stein, der verstorbene Henry Wright und Catherine Bauer – weiterentwickelt. Sie hielten sich zwar für regionale Planer, aber Catherine Bauer hat die Gruppe vor kurzem richtiger als »Dezentralisten« bezeichnet; dieser Name trifft den Sachverhalt besser, da das Hauptergebnis des regionalen Planens in ihrem Sinne die Dezentralisierung der Großstädte ist, deren Bevölkerung verdünnt werden und deren Unternehmen auf kleinere Städte oder, besser noch, auf Kleinstädte verstreut werden soll. Damals schien es, als werde die Alterskurve der amerikanischen Bevölkerung steigen und die Bevölkerungskurve sich ausgleichen, und als Problem schien sich nicht so sehr die Frage der Unterbringung einer rasch anwachsenden Bevölkerung, sondern einfach die Verteilung einer zahlenmäßig gleichbleibenden Bevölkerung zu stellen.

Wie schon im Falle Howard lag der Einfluß dieser Gruppe weniger in der wortwört-

lichen Ausführung — die hat nie stattgefunden — als im allgemeinen Einfluß auf die Stadtplanung und Verwaltung, und zwar besonders in bezug auf Wohn- und Finanzierungsprobleme. Modellsiedlungen, die von Stein und Wright vor allem in Vorortlagen oder am Rande der Großstädte gebaut wurden, zeigten und popularisierten zusammen mit Schriften und Zeichnungen von Mumford und Bauer Ideen wie die folgenden, die heute unbesehen zur orthodoxen Stadtplanung gehören: Die Straße ist eine schlechte Umgebung für Menschen; die Häuser sollen sich von ihnen abwenden und nach innen auf Grünflächen ausgerichtet sein. Straßen mit vielen Kreuzungen sind Verschwendung und nur für Grundstücksmakler von Vorteil, die den Wert der Grundstücke nach der Frontlänge bemessen. Die Grundeinheit im formalen Städtebau ist nicht die Straße, sondern der Baublock; insbesondere der Superblock. Geschäfte sollen von den Wohnbezirken und Grünflächen abgetrennt werden. Der Nahbedarf eines Bezirks soll »wissenschaftlich« ausgerechnet werden und für diesen begrenzten Bedarf (auf keinen Fall für mehr) angemessener Raum bestimmt werden. Die Gegenwart von vielen Menschen ist im besten Falle ein notwendiges Übel, und eine gute Stadtplanung soll danach streben, zumindest die Illusion von privater vorortlicher Abgeschlossenheit zu erreichen. Die Dezentralisten bliesen auch insofern in Howards Horn, als sie erklärten, daß die geplante Gemeinde als unabhängige Einheit wie eine Insel abgetrennt werden, daß sie künftigen Abänderungen widerstehen müsse und daß jede Kleinigkeit von Anfang an von den Planern vorgesehen und dann beibehalten werden müsse.

Gute Planung hieß also starre Siedlungsplanung.

Um die Notwendigkeit einer Neuordnung der Dinge zu betonen und zu dramatisieren, stürzten sich die Dezentralisten auf die schlechte alte Stadt als Sündenbock. Die gute Funktionsfähigkeit anderer Städte interessierte sie nicht. Sie interessierten sich nur für Fehlschläge. Alles war falsch. Ein Buch wie Mumfords *The Culture of Cities* ist weitgehend nur ein morbider, übertriebener Katalog von Gebrechen. Die Großstadt war Megalopolis, Tyrannopolis, Nekropolis, eine Monstrosität, eine Tyrannei, ein sicherer Tod. Sie mußte weg. New Yorks Innenstadt war ein »verfestigtes Chaos« (Mumford), Form und Aussehen der Großstädte waren nichts als »chaotischer Zufall . . ., die Summe der zusammengewürfelten, widersprüchlichen Launen vieler egozentrischer, schlecht beratener Individuen« (Stein). Die Stadtzentren wurden zu »einem Jahrmarkt von Lärm, Schmutz, Bettlern, Souvenirs und schriller Reklame in gegenseitigem Wettstreit« (Bauer).

Wie könnte etwas derart Verdammenswertes den Versuch des Begreifens wert sein? Die Analysen der Dezentralisten, die formalen und funktionellen Entwürfe für den Wohnungsbau, welche diese Analysen begleiteten und aus ihnen abgeleitet waren, bildeten eine neue Vision und beeinflussten die nationale Wohnungs- und Finanzgesetzgebung, wobei nichts aus diesem Lager irgend etwas zu tun hatte mit dem Verständnis für Großstädte oder mit der Pflege von funktionsfähigen Städten. Das lag ja auch nicht im Interesse der Dezentralisten. All diese Dinge waren lediglich Anlaß und Mittel, um die Großstädte über Bord zu werfen, und die Dezentralisten machten keinen Hehl daraus.

Aber in den Schulen für Planung und Architektur, im Kongreß und in den staat-

lichen Behörden und in den Gemeindeverwaltungen wurden die Gedanken der Dezentralisten allmählich als Leitfäden für konstruktive Stadtplanung akzeptiert. Und dies ist das erstaunlichste an der ganzen traurigen Geschichte: daß schließlich die Leute, die aufrichtig für die Kräftigung der Großstädte kämpften, Rezepte anwandten, die eindeutig zu dem Zweck ausgeschrieben worden waren, die vorhandenen Kräfte der Großstädte zu unterminieren und zu vernichten.

Der Mann, der die dramatischste Idee hatte, wie man diese Anti-Stadt-Planung mitten im feindlichen Lager ausbilden sollte, war Le Corbusier. Er erfand in den zwanziger Jahren eine Traumstadt, die er La Cité Radieuse, die strahlende Stadt, nannte: sie bestand nicht aus den von den Dezentralisten so geliebten niedrigen Gebäuden, sondern hauptsächlich aus Wolkenkratzern in Parks. »Angenommen, wir betreten die Stadt durch den Großen Park«, schrieb Le Corbusier: »Unser schneller Wagen fährt auf der erhöhten Schnellstraße zwischen den majestätischen Wolkenkratzern: wenn wir näher kommen, sehen wir eine Wiederholung von vier- und zwanzig Wolkenkratzern gegen den Himmel; links und rechts am Rande jedes Bezirks stehen die städtischen und die Verwaltungsgebäude, und in dem Raum dazwischen sind Museen und Universitätsgebäude. Die ganze Stadt ist ein einziger Park.« In Le Corbusiers vertikaler Großstadt sollten die Durchschnittsbürger zu 3000 je Hektar untergebracht werden, eine phantastisch hohe Bevölkerungsdichte, aber auf Grund des In-die-Höhe-Bauens blieben trotzdem 95 Prozent des Bodens frei. Die Wolkenkratzer sollten nur 5 Prozent der Bodenfläche einnehmen. Die Leute mit hohem Einkommen würden in niedrigeren Luxushäusern um Innenhöfe herum angesiedelt werden, wobei 85 Prozent des Bodens frei bliebe. Hier und da sollten Restaurants und Theater gebaut werden.

Le Corbusiers Planung befaßte sich nicht nur mit der landschaftlichen Umgebung. Er plante außerdem ein soziales Utopia. Sein Utopia bestand in einem Zustand maximaler individueller Freiheit, wie er es nannte, womit er anscheinend nicht die Freiheit für irgend etwas Besonderes meinte, sondern die Freiheit von der üblichen Verantwortung. In seiner Cité Radieuse sollte vermutlich absolut niemand mehr der Hüter seines Bruders sein. Niemand brauchte für sich selbst zu sorgen, niemand sollte auf irgend etwas festgenagelt werden.

Die Dezentralisten und andere treue Vertreter der Gartenstadt waren entsetzt über Le Corbusiers Wolkenkratzerstadt im Park, und sie sind es noch. Und doch kommt die Cité Radieuse ironischerweise direkt von der Gartenstadt her. Le Corbusier übernahm, jedenfalls oberflächlich, das Grundbild der Gartenstadt und arbeitete es aus, um es für hohe Bevölkerungsdichten praktikabel zu machen. Er beschreibt seine Schöpfung als eine ausführbare Gartenstadt. »Die Gartenstadt ist ein Wunschgebilde«, schrieb er. »Die Natur schmilzt unter der Invasion von Straßen und Häusern dahin, und aus der versprochenen Einsamkeit wird eine überfüllte Siedlung . . . Die Lösung liegt in der vertikalen Gartenstadt.«

In einem anderen Sinne noch, nämlich in der relativ schnellen Bejahung durch die Öffentlichkeit, folgte Le Corbusiers Cité Radieuse der Gartenstadt. Die Gartenstadt-Planer und ihre ständig anwachsende Gefolgschaft unter den Wohnungsbaureformern, Studenten und Architekten popularisierten unermüdlich Gedanken, wie